



TIM GUTKE

MIKE WAPPLER

MILLIARDEN MIKE

ISBN: 978-3-98660-200-0

© 2024 Kampenwand Verlag
Raiffeisenstr. 4 · D-83377 Vachendorf
www.kampenwand-verlag.de

Versand & Vertrieb durch Nova MD GmbH
www.novamd.de · bestellung@novamd.de
+49 (0) 861 166 17 27

Text: Tim Gutke

Druck:
FINIDR, s.r.o. . L.pov. 1965,
737 01 Český Těšín,
Česk. republika

Erstmalig erschienen 2013 im DuMont Verlag



Mike Wappler kann weder lesen noch schreiben, doch er hat in seinem Leben alles erreicht, was er erreichen wollte: Börsenspekulant, Diamantenhändler, Modelagentur-Besitzer, Rolex-Träger, Bentley-Fahrer, Baron – Mike Wappler ist »Milliarden-Mike«, der gerissenste Hochstapler Deutschlands. Wie er es schaffte, immer wieder Menschen übers Ohr zu hauen? Durch die Gier der Reichen. Seinen größten Coup landet er, als er einen Privatier um mehr als 6 Millionen Euro betrügt. Die Quittung dafür: Sechs Jahre »Santa Fu«, von wo er wenige Tage vor Beginn der Sicherungsverwahrung ausbricht. Er wird geschnappt, doch dank des Urteils des Europäischen Gerichtshofs kommt Mike Wappler wenig später auf freien Fuß. Seine Zukunftspläne? Einen Porsche kaufen und seriös werden. Er möchte eine Beratungsfirma zum Schutz vor Betrug eröffnen – wer könnte das besser als er?

Mike Wappler wurde 1955 geboren. Bereits im Alter von acht Jahren wurde er ins Milieu eingeführt und brachte es durch zahlreiche Coups zum größten Hochstapler Deutschlands. Er verbrachte fast 20 Jahre seines Lebens im Gefängnis. Sein Ausbruch aus der JVA Fuhlsbüttel und seine spektakuläre Flucht gingen 2010 durch die Medien. Mike Wappler lebt in Hamburg und auf Mallorca.

VORWORT DES AUTORS ODER DER KURZE WEG VON DER LÜGE ZUR WAHRHEIT

Ich fand das Milieu schon immer spannend. Zum mindest das, was ich als solches in meinem Kopf gespeichert hatte. Und das sah in etwa so aus: Aufrechte Vollkaufmänner, die sich für das, was sie sagten und taten, gerade machten. Gerade machen. Allein dieser Begriff. Wunderbar. Wir Hamburger Jungs spielten nicht Indianer und Cowboy, sondern Lude und Bulle. So war das damals, als ich ein Kind war. Oder zumindest will ich heute glauben, dass es damals so gewesen ist.

Im Dezember 2002 zog ich nach München und begann, das alles zu vergessen: die Nächte auf der Reeperbahn, die Nutten, die einen fragten, ob man »Bock auf ein bisschen Spaß hat«, und die Ecken, die man besser mied, wenn man mit einigen Bier im Kopf als Zaungast durch das Milieu stolperte.

Man vergisst ja bekanntlich mehr, als man je wusste. Bis ich Peter Mike Wappler kennenlernte. Wir kamen zusammen, wie man mit Menschen solchen Kalibers wohl zusammenkommt – durch einen Zufall. Ein ge-

meinsamer Bekannter stellte uns vor. Er hatte mir schon einige Male von dem seltsamen Leben des »Mike W.« erzählt. Oft endeten seine Geschichten mit dem Satz: »Über den musst du ein Buch schreiben.« Er selbst hatte bereits einige Fernsehbeiträge mit Mike gedreht. Immer wenn er für eine Geschichte einen Alt-Luden oder einen Betrüger brauchte, der etwas zu irgendwelchen Themen sagen sollte, rief er Wappler an.

So kam ich also bei einem Hamburg-Besuch – der Geburtstag eines Freundes stand an – zu dem Vergnügen einer spontanen Audienz bei Mike Wappler. Er war freundlich, seine gereichte Hand weich, sein Aftershave zu stark. Sei's drum. Nach unserem einstündigen Treffen an der Bar des Hotels Atlantic an Hamburgs Alster, vor dessen Panoramafenster ein ungewöhnlich heftiger Sturm für den Monat Mai tobte, war mein erster Gedanke: Dem Typen würde ich nicht mal 2,30 Euro für eine Cola Light leihen, von der er eine nach der anderen trank. Das also soll der große Betrüger sein, der große »Milliarden-Mike«? Ich befürchtete, dass ich die Stunde als verschwendete Lebenszeit würde verbuchen müssen.

Seine Geschichten, die er auftischte, ohne darauf zu achten, wem er hier was erzählte, klangen unglaublich, ja, beinahe schon unglaublichwürdig. In einer Stunde vom Luden zum größten Betrüger, vom kleinen Gauner zum Sicherungsverwahrten und vom Flüchtlings zum freien Mann. Er ließ keine Gelegenheit aus, sich größer zu machen, als er ist. Ein klassischer Aufschneider, ein Schnacker. Aber er hatte etwas, was mich faszinierte, das musste ich zugeben. Wir trennten uns mit Hausaufgaben für beide Seiten: Ich sollte überlegen, ob ich diese Ge-

schichte schreiben will, er sollte mir die Gerichtsakten zukommen lassen, weil ich schlichtweg nicht glauben konnte, was er mir da alles erzählte.

Nach zwei Wochen klingelte es an meiner Tür in München. Ich sah, wie der Postbote schnaubend die Altbaustufen hochtrottete. In seinen Händen: ein Paket, so groß wie ein Turnkasten aus dem Schulsport. Der Inhalt: Mike Wapplers Gerichtsakten. Schätzungsweise 4000 Seiten aus verschiedenen Jahren. Nicht vollständig, kaum sortiert. Ich saß einige Tage über diesem Berg Papier und versuchte Ordnung hineinzubringen. Erfolglos. Ich rief Mike an und sagte zu.

Nicht, weil ich seine Eitelkeit befriedigen wollte und meinen Reichtum mehren, sondern weil mich beim Lesen dieser Akten ein Phänomen ganz besonders fasziniert hatte: Mike Wappler funktioniert als Betrüger nur so hervorragend, weil er die Menschen an einer dunklen Stelle packt – der Gier. Er betrog Reiche, die glaubten, noch immer nicht reich genug zu sein. Gier ist etwas, was mehr oder weniger in uns allen steckt. Es ist der thematische Klebstoff, der alle seine Geschichten zusammenhält.

Nach einigen Tagen zwischen unzähligen Papierstapeln wurde mir klar: Geld und Glück stehen in keinem direkten Verhältnis zueinander. Und doch glauben wir das alle so gerne. Wappler führt uns diesen Irrglauben beispiel- und schmerhaft vor Augen. Auch bietet er einem die einzigartige Möglichkeit, über die Bedeutung von Geld nachzudenken – in unserer Gesellschaft und in unserem eigenen Leben.

Sicher gibt es heutzutage Menschen, die mehr Geld ergaunert haben als Mike Wappler. Die ganzen

Wirtschaftsverbrecher, die Firmen pleitegehen lassen und dann durch geschickte Insolvenzen Millionen kassieren. Menschen, die durch organisierte Kriminalität Tonnen von Drogen durchs Land schieben und mit dem Verkauf unendlich reich werden. Entführer, die mit einem Schlag Millionen erpressen. Die gibt es alle und noch viele mehr.

Peter Mike Wappler ist dagegen ein krimineller Dinosaurier aus einer Zeit, als Betrug noch »ehrliche Arbeit« war. Oder besser: ein Handwerk. Diese Komponente gefiel mir ganz besonders gut, ohne Mike glorifizieren zu wollen. Er ist möglicherweise der letzte Vertreter einer Gauner-Gemeinschaft, die nun durch Super-Kriminelle abgelöst wird.

So fuhr ich also nach Hamburg, belegte die Couch eines Freundes auf unbestimmte Zeit, und wir setzten uns zusammen, Mike und ich. Über mehrere Wochen ließ ich mir von ihm sein ganzes Leben erzählen, das sich auch bruchstückhaft in den Gerichtsakten wiederfindet. Aber eben nicht alles. Und man muss ja auch sagen: Was in den Akten steht, wurde zwar zu Protokoll gegeben, ist damit aber noch nicht die Wahrheit. Irgendwann schoss mir ein Gedanke durch den Kopf: Was ist, wenn er dich anlügen? Wenn alles ganz anders war? Immerhin ist er ein Hochstapler, da bin ich doch ein billiges Opfer. Ich traf mich also zur Sicherheit mit Menschen, die sein Leben in Etappen begleitet haben. Eigentlich vorrangig zur Recherche, zur Absicherung. Doch irgendwann dachte ich, lass sie doch auch reden. Denn sie sind es, die eine Perspektive haben, die Mike gar nicht einnehmen kann, und somit das Bild von ihm vervollständigen. Sie bieten sozusagen die andere Sicht der Dinge. Sie sind die Menschen,

die einen Betrüger glaubhaft machen. Natürlich war es mir dennoch nicht möglich, alle Anekdoten, die Wappler überfallartig ausplauderte, zu überprüfen, auf ihren Wahrheitsgehalt zu durchleuchten und wie mit dem Mikroskop darin nach Fehlern und Ungereimtheiten zu suchen. Mike sagte einmal: »Damit die Lüge zur Wahrheit wird, braucht es einen guten Geschichtenerzähler.« In diesem Sinne mache ich mich vielleicht zu des Teufels Advokat – eine Sache, die mich lange beschäftigt hat. Denn nur weil jemand eine Lüge aufschreibt, wird sie damit nicht automatisch zur Wahrheit.

Ich muss also Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, die Entscheidung überlassen, welche Geschichten Sie für wahr und welche für eine Lüge halten. Ich vermag es nicht, diesen Filter über das Leben von Mike Wappler zu legen. Da ich die Gerichtsakten gelesen habe, weiß ich aber: Grundsätzlich ist diesem Mann alles zuzutrauen.

Eine weitere kleine Erkenntnis, die ich aus den Akten gewonnen habe, möchte ich Ihnen schon hier an die Hand geben, sie könnte Ihr Leben retten: Sollte Ihnen jemand ein Angebot machen, dass zu gut klingt, um wahr zu sein, dann ist es eine Lüge. Egal, wie gut der Geschichtenerzähler ist.

Tim Gutke

FRISCHE LUFT
FÜR HERRN
WAPPLER

2010

2010

Wir alle sind Betrüger und Betrogene. Vom Nordkap bis nach Kapstadt und von der Mongolei bis nach Hawaii – unsere feine Gesellschaft bescheißt sich, wo sie nur kann. Der Angestellte seinen Vorgesetzten, dieser seinen eigenen Chef und dieser im Gegenzug den Staat. Die Kinder ihre Eltern, der Mann seine Frau und diese wieder ihn. Es geht nicht immer nur um Geld. Für alles, was im Leben irgendeines Menschen einen Wert hat, findet sich jemand anderes, der ihn dafür übers Ohr haut. Ich für meinen Teil habe kaum einen Euro oder gar Cent in meinem bisherigen Leben rechtmäßig erworben. Zumindest nicht so, dass ich mich daran erinnern könnte. Und ich hätte es mir bestimmt gemerkt, denn Rechtschaffenheit entspricht nicht unbedingt meiner Natur.

Es ist beileibe nicht so, dass ich stolz auf alles bin, was ich getan habe, aber irgendwie hielt das Leben wohl keine andere Wundertüte für mich bereit. Das ist keine Entschuldigung und schon gar keine Rechtfertigung für meine Taten, vielleicht aber eine Erklärung. Denn Rechtschaffenheit ist für Menschen gemacht, die es sich leisten können. Als ich aber an dem Punkt war, dass ich mir etwas leisten konnte, steckte ich schon bis zu den Knien im Verbrechen und bis zu den Ellenbogen im Geld.

Aber was ist denn schon rechtschaffen? Darf man nach quälend langen Stunden in einem unklimatisierten Bus vom friesischen Flachland bis ins italienische Hinterland so lange auf alte Damen einreden, bis sie endlich eine Heidecke kaufen, nur um wieder nach Hause zu dürfen? Hat es etwas mit Rechtschaffenheit zu tun, wenn Milliarden um Milliarden des Geldes gutgläubiger Anleger von gesichtslosen Bankangestellten, geschmückt mit Schlipps und Kragen und bewaffnet mit geschulten Worten, durch riskante Spekulationen ums Eck gebracht werden? Ist es rechtschaffen, den Chef am Morgen anzurufen, um sich mit belegter Stimme und einem gequälten Husten krank zu melden, obwohl man doch eigentlich nur keinen Bock hat, wieder den ganzen Tag Papiere von einem Fach ins andre zu legen? So wie man es schon seit zehn Jahren macht, doch gerade heute geht die Lust auf den Kantinenfraß und die Vorgesetzten gegen null. Verhält sich so ein grundguter Mensch oder macht ihn das zu einem schlechteren?

Der Grat zwischen Lüge und Wahrheit ist eben ein schmäler und oft ist er nicht gut zu sehen, weil einem der Eigennutzen die Sicht vernebelt. Unsere Gesellschaft ist auf Lügen aufgebaut. Frauen wollen nicht wirklich wissen, ob sie einen dicken Arsch bekommen haben, und der Hobby-Koch will hören, dass sein Essen schmeckt – nicht die Wahrheit. Wer einmal auf die Frage

»Na, wie geht's?« mit der Wahrheit rausgerückt ist, weiß, was ich meine. Die Menschen können die Wahrheit nicht ertragen. Kürzlich hat ein Professor im Frühstücksfernsehen behauptet, dass jeder Mensch am Tag etwa fünfzig Mal lügt. Ich glaube ihm. Ich denke sogar, es kommt noch häufiger vor.

Wir sind alle Betrüger. Die einen im kleinen, die anderen im Großen. Ich gehöre zu denjenigen, die im großen Stil betrogen haben. Wobei ich mich weniger als Betrüger oder Hochstapler sehe, sondern eher als Geschichtenerzähler. Und diese Geschichten habe ich teuer verkauft – an die, die selbst betrügen wollten, die Gierigen. Und davon gibt es viele da draußen. Etwa sieben Milliarden.

Ich muss die Augen zusammenkneifen, die Sonne steht tief. Es ist der 15. Oktober 2010, ein Freitag. Nicht, dass die Wochentage in den letzten Jahren irgendeine Rolle gespielt hätten, denn in meiner damaligen Welt waren sie einzig dafür gedacht, abzulaufen. Jede Sekunde. Jede Minute. Tage. Monate. Jahre. Zeit ist tatsächlich relativ, Einstein hatte da schon recht. Wenn ein Tag wie der andere ist, dann sind sie zumindest relativ bedeutungslos. Aber der heutige Tag ist wichtig – denn ich habe nachher noch einen Flieger zu kriegen.

Ich weiß nicht, wie lange ich die Sonne nicht mehr so bewusst und warm auf meiner Haut gespürt habe. Ein Gefühl, das durch den ganzen Körper strömt. Es fängt im Gesicht an, über die Bartstoppeln kriecht es in die obere Hautschicht, dann in die Fettschicht darunter und über die Venen gelangt dieses Gefühl vom großen Glück mit jedem Herzschlag auch in die letzten feinen Äderchen. Als Schwarzfahrer auf den Blutkörperchen erreicht es die Fingerkuppen, die Füße, die Haarspitzen. Bumm bumm ... bumm bumm. Das Herz pumpt dieses Gefühl durch den ganzen Körper und lässt es zirkulieren. Sonne ist der Motor des Lebens. Der Motor, das Benzin und die Straße – alles in einem. Erst wenn sie einem genommen wird,

weiß man sie wirklich zu schätzen. Mit der Freiheit verhält es sich genauso.

Ich habe diese kleine Welt hier in Lübeck lange nicht mehr so schön in Blüte stehen sehen. Das Amselpärchen scheint hier gerade frisch in den Garten gezogen zu sein, so fröhlich pfeifen die zwei Vögel ein Lied vom Apfelbaum herunter. Die Luft ist leicht und trägt den feinen Duft von frischer Wäsche, die zum Trocknen nach draußen gehängt wurde, über den Gartenzaun aus Blech zu uns auf die Terrasse. Ein Windspiel, das über der schiefen Holztür des Geräteschuppens hängt, begleitet diesen Geruch mit einer nervigen Melodie.

»Na, Wappler, wie schmeckt die Wurst?« Ich nicke. Keinen Bissen kriege ich hier runter. Auf dem Grillrost liegen noch sechs Bratwürste. Goldbraun. Ein dicker, zäher Tropfen Fett drückt sich aus einem Würstchende, glänzt für einen Augenblick wie ein Diamant in der Sonne und fällt dann unwiederbringlich in die Glut.

Eine fette Fliege macht sich an etwas getrocknetem Ketchup zu schaffen. Ihre sechs Beine huschen hektisch über den weißen Plastikdeckel der Tube. Sie macht sich über die verkrusteten, tiefroten Reste her, die oben an dem kleinen Loch kleben geblieben sind, weil irgendwer irgendwann unachtsam das Ketchup ausgedrückt hat und dann offen stehen ließ. Die Fliege, die so elegant in der Sonne schimmert, scheint sich an unserer kleinen Gesellschaft hier im Garten kaum zu stören. Sie wäre jetzt sicher eine leichte Beute. Eine schnelle Handbewegung, und ich könnte sie fangen, in meiner Faust zerdrücken. Aber warum sollte ich? Ich weiß, wie es ist, vom Wohlwollen anderer abhängig zu sein. Leben? Sterben? Blöd,

wenn man das nicht selbst entscheiden kann. Ich habe mal aufgeschnappt, dass die Lebensdauer einer Fliege nur wenige Wochen beträgt und sie die meiste Zeit ihres Seins im Larven-Stadium verbringt. Sie frisst dann alles, was ihr vors Maul kommt. Und irgendwann, kurz bevor dieses Wesen von einer übergeordneten Macht wieder in den ewigen Kreislauf von Leben und Sterben eingegliedert wird, drückt sie sich aus ihrem zu engen Madenkostüm hinaus. Erst der Kopf, dann die dürren Beinchen, dann, mit viel Druck, der restliche Körper. Der große Auftritt. Scheinwerfer, Trommelwirbel bitte. Tatataaa ... eine beschissene Fliege. Ich frage mich dann: Weiß dieses Tier, das seine längste Zeit bereits vorbei ist? Ich kann es mir zumindest vorstellen, so schnell wie sie sich putzt, von links nach rechts fliegt, als hätte sie keine Zeit zu verlieren. Dabei ist es nicht sonderlich wichtig, wie lange man lebt, sondern wie intensiv. Diese Erkenntnis ist nicht neu, aber in den letzten Jahren wie eine saftige Frucht in meinem Hirn gereift. Heute möchte ich sie ernten und endlich wieder intensiv an meinem eigenen Leben teilnehmen.

Ich führe meine rechte Hand ganz langsam zu meinem Fuß. Die Fesseln drücken. Sie sind etwas zu fest für meinen Geschmack. Besonders am linken Fuß, der, seitdem ich denken kann, immer ein wenig angeschwollen ist. Das muss aus der Zeit stammen, als ich noch geboxt habe. Früher hat es mich kaum gestört. Dass es mich heute nervt, muss wohl daran liegen, dass es mich an mein Alter erinnert.

Ich reibe mir die Druckstelle am Fuß. Wenigstens das geht. Sie haben mir die Handschellen abgenommen und

doch bin ich ein Gefangener. Ein Verbrecher. Und ein ziemlich guter dazu: Ich bin für einen genialen Coup gestorben und wieder auferstanden. Mir fallen außer Jesus und mir nicht viele Personen ein, die so etwas schon einmal hinbekommen haben. Ich bin Immobilienhändler, Jachtbesitzer und Modelagentur-Inhaber. Ich bin mein eigener Zwillingsbruder und Boxstallbesitzer, ich habe mehrere Villen, einen schnellen Mercedes und trage, wenn es mir dienlich erscheint, einen gekauften Baron-Titel. Ich bin alles und doch nichts. Ich habe Doktoren und Rechtsanwälte betrogen. Ich habe Ganoven übers Ohr gehauen und Dinge verkauft, die ich gar nicht besaß, in Containern, die es gar nicht gab. Ich habe jemandem aus einer unglaublich reichen Familie Diamanten verkauft, die nie geschürft wurden, und ihn in vier Jahren um etwa sechs Millionen Euro erleichtert. Ich bin ein gefangener und verurteilter Betrüger und Verbrecher, doch hier im Garten meiner Schwester breche ich heute aus.

Die Bierbankgarnitur, die Beate für diesen feierlichen Anlass – und damit ist der neue Job meines Neffen und nicht mein Ausbruch gemeint – aus dem Keller auf die Terrasse geschleppt hat, ist festlich geschmückt. Neben den Ketchup-Tuben, Senfgläsern und Bierflaschen hat sie einige Gänseblümchen in alten Blechdosen auf den Tisch gestellt. Das hat etwas so Unschuldiges, was dermaßen im Widerspruch zu meinen Plänen für diesen Tag steht, dass ich unweigerlich lächeln muss.

»Na Wappler, dir scheint's ja schon besser zu gehen«, bellt einer der zwei Polizisten, die mich auf diesem Ausflug ins beschauliche Lübeck freundlicherweise begleiten. Ein junger Bursche. Groß, kräftig und bestimmt schnell

auf den Beinen. »Geht so«, antworte ich und signalisiere mit einem Kopfnicken, dass ich mich mal in Richtung Toilette aufmachen möchte. Mit einer beiläufigen Handbewegung, die wohl sein Einverständnis bedeutet, widmet er sich wieder mit ganzer Hingabe und voller Aufmerksamkeit seiner Bratwurst.

»Der Magen, hmm?«, murmelt er, wobei ihm einige Bröckchen Fleisch aus dem Mund purzeln. Ich nicke und schleiche gekrümmmt, wie zur Bestätigung seiner Vermutung, an ihm vorbei ins Wohnzimmer. Seit einer Woche klage ich in der Justizvollzugsanstalt Fuhlsbüttel, besser bekannt als Santa Fu, über Bauchschmerzen. Ich habe mir dort Tabletten verschreiben lassen und allen immer wieder von meinem schlechten Magen erzählt, damit mein Wegbleiben, auch wenn es ungebührlich lange ausfällt, heute niemanden überrascht.

Mit den Fesseln anständig einen Fuß vor den anderen zu kriegen ist weniger schwer, als man denken mag. Laufen läuft zwar nicht, aber gehen geht. Von der Gardentür bis zur Toilette sind es exakt sechzehn Schritte. Ich bin diesen Weg im Kopf den letzten Monat oft gegangen. Meine letzten sechzehn Schritte als Gefangener. Oder besser: meine ersten sechzehn Schritte in die Freiheit. Jetzt nichts übereilen. Ganz ruhig. Der weiche Teppich gibt bei jedem Schritt nach. Vorbei an dem Regal mit Büchern, an der schwarzen Ledercouch und dem Setzkasten, der mit beschissenem kleinen Nippes gefüllt ist: Parfümflaschen in Miniaturgröße, kleine Lokomotiven aus Messing und blaue Nilpferde aus Überraschungseiern, die Hüte in Übergröße tragen und auf einer gewaltigen Trompete spielen oder andere lustige Dinge treiben.

Anscheinend fällt den Typen, die den Mist erfinden, der in die kleinen Plastik-Eier passt, nichts Besseres mehr ein. Was ist mit den Minihubschraubern, die früher drin waren? Oder den anderen Dingen, die man mit wenigen Handgriffen zusammenbauen konnte?

Ich blicke mich um und sehe durch das große Terrassenfenster die Beamten auf der Bierbank sitzen. Ich würde gerne so etwas rufen wie: »Tschüss, ihr Lutscher« oder »Wir sehen uns im nächsten Leben, ihr Penner«. Aber besser nicht, denke ich, einfach Fresse halten. Mein vorlautes Mundwerk hat mich schon in genug schwierige Situationen reingekaut. Ich schaue dem einen Beamten direkt in die Augen. Er nickt und schiebt sich eine Gabel, auf der er geschickt einen Haufen Kartoffelsalat balanciert, in den weit geöffneten Mund. Ich verstehe das als Abschiedsgeste.

Im Badezimmer schließe ich langsam die Tür und drehe den Schlüssel um. Mit dem Rücken lasse ich mich gegen das Holz fallen. Es riecht nach Zitrone, Beate muss noch gewischt haben, als ich gerade mit den zwei Beamten auf dem Weg von Santa Fu hierher war. Von Hamburg nach Lübeck haben wir nur 45 Minuten gebraucht. Es war kaum Verkehr auf der A1, wer will auch sonst, außer zwei Beamten in Zivil und einem Betrüger in Ausbruchlaune, an einem Freitag zur Mittagszeit nach Lübeck? Der verchromte Wasserhahn glänzt im Licht der Deckenlampe. Die braunen Kacheln, der blaue Duschvorhang, der Geruch nach Zitrone und Seife: Wie schön sauber und gutbürgerlich hier alles ist. Es ist nicht so, dass ich die letzten sechs Jahre auf vieles hätte verzichten müssen – bis auf die Freiheit natürlich –, aber Sauberkeit und

diesen stinknormalen, ja, biederem Firlefanz, den habe ich doch sehr vermisst. In zwei kurzen Schritten bin ich am Spiegel angelangt und schaue in ein müdes Gesicht. Mein Blick wandert von meiner Nasenspitze hinunter zu meinem Bauch. Weiter kann ich nicht sehen, aber es reicht. Alt bin ich geworden. »Mann, du bist alt geworden«, entfährt es mir, als ob meine Augen dem Hirn nicht trauen und es besser den Ohren sagen, damit die es ja nicht vergessen. Die Haare grau, unter den Augen Falten. Zugegeben, ich habe etwas zugelegt. Brust, Hüfte, irgendwie sah ich mal sportlicher aus, stand besser im Saft. Dieser verdammte Jogginganzug, denke ich. Es muss an diesem verdammten Jogginganzug liegen, dass ich so alt aussehe.

»Träumst du, oder was jetzt?« Es ist Michel. Mit einem breiten Grinsen steht er im Badezimmer. Seine Jeans hängt auf halb acht und er trägt seine Baseballkappe verkehrt herum. Mit dem Bolzenschneider, den er lässig in der linken Hand baumeln lässt, erinnert er mich an eine Comicfigur aus der Walt-Disney-Welt. »Ich dachte, die Dinger wären out«, sage ich und zeige auf seine Mütze.

»Die guten Dinge sind nie out«, antwortet er, ohne auch nur eine Sekunde das Grinsen einzustellen. So, als hätte er die Antwort

schon lange vorbereitet und vorsorglich in einer Hirn-Schublade gespeichert, um sie jetzt zum Besten zu geben. »War es bequem im Schrank?«, frage ich. »Ging schon.«

Ohne weitere Worte zu verschwenden, schneidet er mit wenigen geschickten Bewegungen die Kette zwischen meinen Fußfesseln durch. »Butterweich«, flüstert

er und scheint über diese Tatsache selbst etwas verwundert zu sein. Er nickt, und ich nehme ihn, auch weil mir irgendwie nichts anderes einfällt, in den Arm.

»Danke, alter Freund, ich stehe tief in deiner Schuld«, sage ich und merke, dass dieser Satz bedeutschwangerer klingt, als er eigentlich soll. Eines wollen wir hier mal nicht vergessen: Geplant und bezahlt habe ich die ganze Veranstaltung. »Jetzt raus«, sagt Michel und öffnet mit einer ruckartigen Bewegung das Badezimmerfenster. »Der Wagen steht gleich links. Geld, Anzüge und dein Gepäck, alles auf der Rücksitzbank. Der Fahrer kennt den Weg.«

Ich habe die letzten sechs Jahre eingesessen. Eigentlich fast mein ganzes Leben. Nahezu alle meine Haftstrafen bekam ich wegen Betrug und Urkundenfälschung. Heute, am 15. Oktober, hätte ich eigentlich noch zehn Tage meiner regulären Strafe vor mir, wenn ich die Zeit nicht abgearbeitet hätte. Aber ich bin dennoch kein freier Mann, im Gegenteil. Auf mich wartet die Sicherungsverwahrung, ein Nazi-Gesetz von 1933. Auf mich, einen Betrüger. Ich bin kein Mörder, der reichen Männern aus Habgier auflauert, um ihnen die Kehle durchzuschneiden. Kein Vergewaltiger, der wehrlose Frauen hinter Büsche zieht. Ich bin keiner, der gewalttätig ist. Ich bin eigentlich harmlos. Ich habe nie Geld von den Armen, den kleinen Leuten genommen oder von denen, die selbst nichts zu essen auf dem Tisch haben. Ich habe es immer nur von Menschen genommen, die gierig waren. Die Reichen. Die Superreichen. Ich bin ein Betrüger und Ganove, dazu stehe ich. Jeder ist für sein Leben verantwortlich, das hat mir schon meine Mutter eingeblätzt,

da gibt es keine Entschuldigungen, keine Ausreden. Aber einen Betrüger womöglich für ewig wegsperrn? Das kann ja nur bedeuten: In unserer Gesellschaft ist Geld mehr wert als ein Leben. Soll ich tatsächlich den Rest meiner Tage in der Sicherungsverwahrung verbringen? Ist das fair? Für mich bedeutet das ein Tod auf Raten. Eine Präventivstrafe ohne Aussicht, dass man je wieder aus dem Knast kommt. Ein »Sonderopfer« für die Allgemeinheit, so heißt es. Ein Sonderopfer. Was für eine seltsame Definition. Was für eine schräge Auffassung von Gerechtigkeit ist das eigentlich? Ein Mensch soll weiter einsitzen, obwohl er die Haftstrafe für sein Vergehen bereits abgesessen hat. Welche Willkür übt ein Staat da aus? Ohne mich.

Ich hätte jede Haftstrafe akzeptiert, auch wenn es dreißig Jahre gewesen wären. Aber möglicherweise auf ewig weggesperrt zu werden, das ist pervers, denke ich, während ich mich durch das kleine Badezimmerfenster drücke. Nicht gerade elegant, aber effektiv. Das wäre vor ein paar Jahren sicher auch leichter gegangen. Im Augenwinkel sehe ich Michel. Er führt seine rechte Hand zum Kopf, macht die Finger steif und salutiert wie ein Soldat. Alberner Kerl, denke ich und schenke ihm zum Abschied mein bestes Lächeln.

Die Fahrt zum Flughafen Lübeck nutze ich, um mich im Auto umzuziehen. Endlich wieder ein Anzug am Leib. Ich fühle mich um Jahre verjüngt. Ein Jungbrunnen aus Stoff und Garn. Kleider machen eben doch Leute und Jogginganzüge aus jungen Männern alte Kerle. Ich greife in die Brusttasche und fühle das, was mich überall die Jahre

stark gemacht hat, mir immer ein gutes Gefühl gegeben hat: Geld. Sechstausend in bar sollten das sein. Genug für die erste Zeit. Ich muss daran denken, wie doof die Beamten dreinschauen werden, wenn sie nicht mich, sondern Michel im Klo vorfinden. Vorher wird er sie sicher eine halbe Stunde lang beschäftigen können – durch die dicke Badezimmertür aus Holz klingt seine Stimme wie meine. Bis dahin sollte ich am Flughafen sein. Vielleicht schon durch die Kontrollen. Sie werden Michel nichts beweisen können. Er ist routiniert im Umgang mit der Polizei. Wenn sie mich dann endgültig zur Fahndung ausrufen, Teile der Stadt sperren und die Ringfahndung einleiten, sollte ich bereits in der Luft sein, so hoffe ich zumindest. Ein internationaler Haftbefehl braucht etwa drei Stunden, bis er vom Staatsanwalt unterschrieben ist. Diesen Vorsprung werde ich nutzen.

Vor lauter Freude trommle ich mit den beiden Zeigefingern auf die Kopfstütze des Beifahrersitzes. Endlich raus. Ein Blick auf meine Uhr. Eine Rolex, die ich mir von dem ersten lukrativen Coup gegönnt habe. Als ich daran denke, muss ich laut lachen.

Ich hatte mir in den 70er-Jahren an der Hamburger Elbchaussee, einer Nobelstraße, einen Monat lang eine ziemlich protzige möblierte Villa gemietet. Dem Vermieter hatte ich erzählt, ich wäre geschäftlich in der Stadt und lebte eigentlich in Buenos Aires. Ich würde mein Geld dort mit der Rinderzucht verdienen, einige große Herden würden mir gehören. Ich zeigte ihm ein paar Fotos, die ich auf einem Flohmarkt für wenige Pfennige gekauft hatte. Als Grund meiner Deutschlandreise gab ich an,

einen Deal über gewaltige Fleischlieferungen einfädeln zu wollen. Es ginge um Fast Food, ein neuer Trend aus den USA. Habe was mit einem Clown und einem goldenen M zu tun. Klang nach viel Geld, aber nicht sexy genug, dass irgendwer komische Nachfragen stellte, auf die ich vielleicht keine Antwort gehabt hätte.

»Aufregend. Wirklich aufregend«, murmelte der Vermieter. Viel aufregender fand er, ein kleiner dicker Mann mit einer roten Knollnase, einer Hornbrille und Augeringen, dass ich gleich alles in bar zahlte. Ich fischte eine dicke Rolle Geldscheine aus der Tasche und zählte den ausgemachten Betrag sehr offensichtlich vom Stapel runter. Die Gier in seinen Augen war nicht zu übersehen. Auch ein Opfer, dachte ich, aber er war es nicht, den ich übers Ohr hauen wollte. Ich brauchte nur sein Vertrauen. Und was schafft mehr Vertrauen als Geld? Natürlich mietete ich mir die Villa nicht, um darin zu wohnen, sondern um ein paar Reiche Maß zu nehmen. So nennt man es in meinen Kreisen, wenn man jemanden charmant um sein Geld bringt: Man nimmt ihn Maß.

Der Trick war eigentlich recht simpel und wurde anschließend auch von einigen meiner Kollegen durchgezogen. Man gibt also umgehend eine Anzeige auf und bietet die frisch angemietete Villa zum Verkauf. Zur Vorbereitung lässt man einige Schlüssel nachmachen und vereinbart fleißig Besichtigungstermine. Das Objekt muss so günstig sein, dass es nach einem guten Geschäft riecht, aber immer noch so teuer, dass niemand Verdacht schöpft. Ein persönliches Schicksal ist immer ein guter Grund, warum man eine solch schöne Immobilie schnell loswerden will. Frau auf und davon, Job verloren

oder so etwas in der Richtung. Der Tod eines Familienangehörigen geht auch immer besonders gut. Das Mitleid der Leute hält sich doch sehr in Grenzen und ist im besten Fall geheuchelt. Der Geschäftssinn obsiegt fast immer. Die Anzeige klang also in etwa so: »Aufgrund persönlicher Umstände Luxusvilla aus der Gründerzeit günstig abzugeben. Perfekte Lage. Elbchaussee. Es eilt ...« Mehr brauchte es nicht. An der Stelle konnte ich mich zurücklehnen und musste nur noch darauf warten, bis die fetten Fische anbissen. Und sie schnappten reihenweise zu. Das Telefon klingelte ohne Unterbrechung.

Am liebsten waren mir die Idioten, die gleich am Telefon so Sachen sagten wie: »Nehm' das Ding ungesehen« oder »Komme sofort«. Herrlich. Wer die Villa nun aber haben wollte, musste 4000 Mark Kaution in bar mitbringen. Sozusagen ein Vorkaufsrecht und eine Garantie für mich, dass das Gegenüber das Haus auch wirklich nimmt. Meine Ansage: »Brauch' ja was in der Hand. Nicht dass ich in Argentinien sitze und Sie mir abspringen und ich den ganzen Kasperkram hier noch einmal machen muss.« Die Antwort: »Nee, versteh ich auch. Ganz richtig.« Die finalen Verträge würde man dann machen, wenn ich die schmerzvolle Beerdigung in Buenos Aires über die Bühne gebracht hätte. So erhielt der neue Besitzer die nachgemachten Schlüssel, eine völlig wertlose Quittung, einen Händedruck und die Sicherheit, dass er mich nie wiedersehen würde. An nur zwei guten Tagen hatte ich die Villa öfter verkauft, als ich Schlüssel nachgemacht hatte. Und wenn die Leute sagten, sie hätten jetzt gerade so viel Geld nicht zur Hand, tat ich so, als wären mir ihre paar Piss-Kröten völlig egal. »Dann gebe ich das Haus jemand

anderem, auch kein Problem. Ich muss mich aber schon fragen, warum Sie hier meine Zeit verschwenden«, sagte ich dann gerne. »Ähhh, ja«, war dann oft die Antwort. Je mehr man den Eindruck erweckt, dass einem Geld nicht viel mehr als ein lästiges Übel ist, desto schneller sind die Leute bei der Bank. Diesem Phänomen bin ich in meiner Gaunerkarriere immer wieder begegnet. Menschen schalten ihr Gehirn aus, wenn sie glauben, durch eine glückliche Fügung, in diesem Fall das Unglück eines Fremden, ein gutes Geschäft machen zu können.

Wenn ich solche Geschichten heute Leuten erzähle, die nichts mit der Branche zu tun haben, sagen die: »Wie kann man denn auf so etwas reinfallen ...« oder »Das würde heute aber auf keinen Fall mehr funktionieren«. Klar, aus der Ferne lässt sich das leicht sagen. Bei gemeinsamen Günther-Jauch-Fernsehabenden weiß ja auch jeder die Antworten – direkt von der Couch zur 1-Million-Euro-Frage. Jeder behauptet, er würde das mit links machen. Bis man selbst an der Reihe ist und wirklich auf dem Stuhl sitzt. Da scheitern noch ganz andere. Eine außergewöhnliche Situation und die Angst, eine einmalige Chance zu verpassen, macht aus besonnenen Menschen hirnlose Opfer. Wenn man eine solche Atmosphäre schaffen kann, lässt sich jeder sauber Maß nehmen, da bin ich sicher, und der Großteil würde es nicht einmal merken.

BEATE PETERMANN GEB. STEINBACH, HALBSCHWESTER VON MIKE

» Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, wie wir als Kinder, Mike, ich und unser Bruder Gandhi, in Lübeck auf dem Gelände, wo unser Wohnwagen stand, herumtollten. So sind wir aufgewachsen: in einem riesigen Wohnwagen auf einem Gelände für Zigeuner. Darf man heute noch Zigeuner sagen? Ich darf das wohl. Wenn ich mich richtig erinnere, waren da auch ein paar Deutsche zwischen. Nicht viele, aber ein paar. Einige von ihnen haben in der großen Fabrik gearbeitet, gegenüber von unserem Platz. Die Fabrik gibt es heute noch, die bauen Maschinen, um Fischen die Köpfe abzuhacken.

Dazwischen lagen ein paar Bahngleise, ein kleiner Fluss und ein Industriegebiet. Den Schraubenkönig gab es damals da. Ich glaub, den gibt's heute nicht mehr. Heute ist da irgendein Burger-Laden. Auch die Zigeuner sind weg. Eine leere Wiese ist da jetzt noch. Hat keiner was hingebaut. Warum auch, ist ja ziemlich ab vom Schuss, da draußen. Der Stadtteil heißt Moisling. Weiß ich alles noch so genau, weil ich ja nie richtig aus Lübeck rausgekommen bin. Warum auch? Ist ja alles hier. Es war eine schöne Zeit, wirklich. Bis zu dem Tag, als Mikey in die Schule kam. Es gibt ein tolles Foto von ihm, stolz wie Oskar mit seinem ersten Anzug und einer riesigen Schultüte, die er mit beiden Händen festhalten musste, damit er sie überhaupt tragen konnte. Unser Vater hat das Bild gemacht. Ich weiß noch, wie sehr

sich Mikey auf die Schule gefreut hat. Ich bin ja fünf Jahre älter, kann mich also ganz gut an alles erinnern. Doch schon am ersten Tag in der Schule ging es los. Dreckiges Zigeunerkind. Dreckiges Zigeunerkind haben sie immer gerufen. Als ob das nicht reichen würde, kam noch seine Lese- und Rechtschreib-Schwäche hinzu. Ich weiß nicht, ob vieles nicht vielleicht ganz anders gekommen wäre, wenn die Mitschüler nicht so gemein zu ihm gewesen wären. Kinder können eben grausam sein. Wie dem auch sei, Mikey konnte keinen Satz schreiben. Schon die erste Klasse hat er nicht geschafft.

Irgendwann bekam unsere Mutter Besuch von Mikeys Lehrerin. Frau Hildebrand hieß die. Die guckte ganz schön blöd aus der Wäsche, als sie mit ihrem Stiftrock und den Stöckelschuhen aufs Gelände wackelte. Das Umfeld passte sicher ganz gut in das Bild, das sie sich von uns Zigeunern gemacht hatte. »Sie müssen sich darüber im Klaren sein, dass es für Mike das Beste ist, gleich auf die Sonderschule zu gehen«, sagte Frau Hildebrand.

Sonderschule, so ein Blödsinn. Dort wurde es dann natürlich auch nicht besser. Im Gegenteil, Mikey verhielt sich immer auffälliger: Raufereien auf dem Schulhof, er beschimpfte seine Lehrerin als »Nazi-Sau« und blieb dem Unterricht immer öfter fern. Besonders die Anfeindungen der Mitschüler waren für unsere Mutter schwer zu ertragen, hat sie doch selbst das Nazi-Regime in Auschwitz nur knapp überlebt. Sie Jüdin, unser Vater Zigeuner. Ab der zweiten Klasse ging Mikey gar nicht mehr zur Schule. »Ich hab keinen Bock mehr«, hat er immer gesagt. Da konnten auch die zwei Nach-

hilfelehrer nicht mehr viel dran ändern. Der eine hat die Buchstaben gesungen, den hat unser Vater gleich an die Luft gesetzt, und der andere hat freiwillig das Handtuch geworfen. War wohl auch 'ne Pfeife. So genau weiß ich das nicht mehr.

Mit acht Jahren hat mein Bruder das Lernen schließlich vollends eingestellt. Zumindest die Art von Wissen, die sie einem in der Schule beibringen wollen. Bis heute glaubt er, dass man ihm, als einzigm Zigeunerkind in der Klasse, keine richtige Chance gegeben hat. Kann sein, dass er damit recht hat, oder? Heute schickt man schwer erziehbare Kinder in irgendwelche Feriencamps oder in die Südsee zum Korallenriff-Aufräumen. Mikey hat man auf die Straße geschickt, ohne eine Chance, ohne eine Perspektive.

Er zog dann mit unserem Vater los, verkaufte Teppiche und kaufte irgendwelche Antiquitäten an. Ich hab davon keine Ahnung. Solche Geschäfte waren in unserer Familie immer Männerache. Irgendwann kamen dann das Box-Training und die ersten krummen Dinger. Ich erinnere mich noch, als die Polizei ihn das erste Mal mitnahm. Ich glaube, Mikey war gerade vierzehn oder fünfzehn Jahre alt. »Ich bin unschuldig!«, hat er immer gerufen, »ich bin unschuldig!«.

Wir haben noch fünfzehn Minuten Fahrt, ich schaue immer wieder auf meine Uhr. »Und?«, frage ich nach vorne. »Glaubst du, die Bullen haben schon was gemerkt?« »Bis die es merken, bist du schon in der Luft«, sagt Lasse. Auch seine Hilfe geht auf einen Gefallenen zurück, den er mir schuldete und der mich dennoch, jetzt

wo ich ihn einlöse, 1000 Euro kostet. In manchen Kreisen sind fast alle Dinge mit Geld zu regeln.

Lasse weiß nur, dass ich zum Flughafen will, mehr weiß er nicht. Niemand weiß mehr, als er wissen muss. Je weniger die Menschen wissen, desto weniger können sie später unter Druck aussagen. Nur die Person, die mir das Ticket besorgt hat, weiß, wo die Reise hingehet – denn irgendwem muss man ja leider vertrauen. Wobei ich grundsätzlich davon abraten würde.

Der Flughafen Lübeck ist überschaubar. Klein, aber durch seine Bedeutungslosigkeit irgendwie liebenswert. Für mich ist er besonders interessant, da Flüge von Provinzflughäfen ins europäische Ausland oft ohne Ausweiskontrolle zu schaffen sind. Selbst nach 9/11 düsen täglich unzählige Menschen, ohne je nach ihrem Ausweis gefragt worden zu sein, von A nach B. Ich kann jedem empfehlen, das mal auszuprobieren. Einfach den Personalausweis nicht automatisch vorzeigen – es ist erstaunlich einfach. Der Rest ist Pech. Ich muss auf mein Glück vertrauen.

Im Gebäude gibt es fünf Check-in-Schalter, ein Reisebüro, einen Kiosk und ein Restaurant mit dem einfallsreichen Namen

»Welcome«. Ich besorge mir eine Packung Kaugummis und eine Zeitung in dem kleinen Kiosk. Dass ich nicht lesen kann, spielt dabei keine Rolle, ich brauche die Zeitung als Sichtschutz. Eine große Sonnenbrille wäre Quatsch, die würde ja geradezu nach Aufmerksamkeit schreien. Man muss auf der Flucht eins werden. Eins mit der Masse.

Nur nicht mehr Aufmerksamkeit erregen als unbedingt nötig. Langsam gehen und Blickkontakt meiden. Das sind alles Personen, die einen später wiedererkennen und

identifizieren könnten. Obwohl es erstaunlich ist, wie schlecht sich Menschen andere Menschen merken können, muss ich auf Nummer sicher gehen. Oft verwechselt man mich zum Glück ohnehin mit einem Schauspieler oder einem anderen Prominenten, und das, obwohl meine Fotos in Zeitungen nicht selten im Zusammenhang mit Straftaten stehen. Aber das scheint alles im Hirn zu einem gewaltigen Brei vermischt zu werden und heraus kommt: der Schauspieler Mike Wappler. Die Leute sehen so oder so nur das, was sie sehen wollen. Die Maschine nach Amsterdam startet laut Anzeigentafel pünktlich. »Schulz. Nach Amsterdam«, sage ich und schiebe mein Ticket, das der Freund im Reisebüro mit Bargeld gezahlt hat, über den Check-in-Counter. Die überaus unfreundliche Mitarbeiterin schaut mich kaum an und bringt, außer einem Brummeln, keinen verständlichen Satz heraus. Überstunden, schlechte Bezahlung, ein nerviger Vorgesetzter, Probleme zu Hause, Mann weggelaufen, Kind schlecht in der Schule: alles Umstände, die mir das Leben als Ganove leichter machen. Aber verlassen darf man sich auf solch glückliche Umstände nicht. Daher habe ich vorgesorgt. Als ich am Check-in meinen Koffer auf das Beförderungsband stelle, um ihn wiegen zu lassen, reißt sich ein kleiner Junge von der Hand seines Vaters los und rennt durch die Wartehalle auf mich zu. Er sieht niedlich aus: Latzhose, gelbe Turnschuhe und ein buntes T-Shirt. »Onkel, Onkel!«, ruft er. Mit großen Augen steht er plötzlich neben mir, zieht an meinem Sakko-Ärmel und hält mir einen Stift und einen Zettel hin. »Onkel, bekomme ich ein Autogramm?« Die Dame am Counter blickt zum ersten Mal richtig auf und schaut mich an. Prominenz

in Lübeck? »Selbstverständlich«, sage ich, gehe auf die Knie, streiche dem Kleinen zweimal über den Kopf und schmiere irgendetwas auf den Zettel. Strahlend, als hätte ihm jemand gesagt, er müsse nie wieder Spinat essen und dürfe für immer so lange aufbleiben, wie er möchte, läuft er wieder zu seinem Vater.

Die Mitarbeiterin der Fluggesellschaft schaut mich an und versucht, in mir ein bekanntes Gesicht zu entdecken. Zwecklos. Sie gibt mir das Ticket zurück, kreist mit einem Stift die Boarding-Zeit ein und sagt: »Jetzt aber schnell, Herr Schulz.« Darauf, du alte Pute, kannst du dich verlassen, denke ich. »Vielen Dank«, sage ich und spendiere ihr ein breites Lächeln.

Die Show hat mich weitere 1000 Euro gekostet, doch sie war jeden Cent wert. Nach meinem Ausweis hat sie nämlich nicht gefragt. Ich habe die Nummer schon einmal durchgezogen. Bei meiner ersten Flucht vor etwa zwanzig Jahren. Schön, dass manche Klassiker immer noch funktionieren.

Die Kontrollen durchschreite ich ebenso schnell: Gürtel ab, Schuhe aus, und kein Mensch will einen Ausweis von mir sehen. Mit großen Schritten passiere ich die Wartehalle und gehe zu meinem Abflug-Gate. Ich werde bereits ausgerufen. Der Rest ist Routine. Rein in den Bus, ab zum Rollfeld. Als die Flugzeugtür mit einem schmatzenden Geräusch luftdicht verschlossen wird, die Stewardess die Vorbereitungen für den Start trifft, da kommt zum ersten Mal ein Gefühl von Freiheit in mir auf. Mit trüben Augen sehe ich noch, wie die Stewardess mit ihren Armen fuchelt, um auf die Notausgänge aufmerksam zu machen. Ich schließe die Augen und frage mich, wie

vielen Menschen das Wissen um den richtigen Notausgang schon das Leben gerettet hat. Nach einer gefühlten Unendlichkeit, die ich bereits wach bin, übermannt mich der Schlaf.

Erst als die Stewardess mir ihren Getränkewagen gegen das Knie rammt, wache ich auf. »Verzeihung«, sagt sie. Zu einem Lächeln kann ich mich nicht durchringen. Ich bestelle eine Cola Light, der Affe neben mir einen Tomatensaft. Wie viele Tomaten braucht man wohl, um ein Glas Saft aus ihnen zu machen? Ich bin mir sicher, dass man ohne die Fliegerei die Hälfte der holländischen Gewächshäuser abreißen könnte. Keine Sau will auf Meeresspiegelniveau Tomatensaft trinken.

Butterweich setzt der Flieger auf der Landebahn in Amsterdam Schiphol auf. Es ist ein unsäglich langgezogener Flughafen. Vom Gate bis zum Gepäckband scheint man Stunden unterwegs zu sein. Nachdem ich völlig unbehelligt den Zoll passiert habe, winke ich mir ein Taxi herbei. Der Fahrer, ein kräftiger Schwarzer mit einer schmalen Nase und aufwendig geflochtenem Haupthaar, spricht ein paar Brocken Deutsch. Es riecht nach Cannabis, es könnte aber auch die kaputte Lüftung sein. Ich frage ihn nach einem Hotel. Er schlägt das Hilton vor.

»Fuffteen Minutes«, sagt er. »Fuffteen. Fuffteen.« Da ichannehme, dass er eine Viertelstunde Fahrt meint, nicke ich und klopfe ihm von der hinteren Sitzbank freundlich auf die Schulter, ein internationales Zeichen für: super Junge, ab dafür. Ein Hotel ist so gut wie das andere, denke ich. Hauptsache groß und unpersönlich. Morgen will ich weiter. Ich muss in ein Land, das mich

nicht ausweist und als politischen Gefangenen betrachtet. Ich muss in ein Land, das die Sicherungsverwahrung nicht kennt und daher nicht vollstreckt.

BEATE PETERMANN GEB. STEINBACH, HALBSCHWESTER VON MIKE

»Wo ist er hin?«, hat der ältere von den beiden Polizeibeamten ständig gebrüllt. Manchmal auch einfach so, ohne jemanden direkt anzusprechen. Vor lauter Aufregung vibrierte sein Oberlippenbart ganz komisch, das weiß ich noch, weil es so albern aussah. An die Feier für meinen Sohn hat nach Mikeys Flucht natürlich keiner mehr gedacht, dabei war alles so schön vorbereitet und eingedeckt.

Auf der Straße, einer verkehrsberuhigten Zone, hatte die Polizei so etwas wie eine Wagenburg gebaut. So schnell konnte ich gar nicht gucken, da waren vier weitere Streifenwagen da. Mit dünnen, rot-weißen Plastikbändern, die genauso aufgeregt im Wind flatterten wie die Cops hin und her liefen, haben sie den Zugang zum Haus gesperrt. Die Nachbarn standen wie bunte Perlen aufgereiht an diesem Plastikband. Als ob es etwas von dem zu sehen gäbe, was sie einem im Fernsehen immer zeigen. Doch sie warteten vergeblich. Offenbar, um der Ereignislosigkeit vor dem Haus endlich ein Ende zu setzen, rief eine ältere Dame mit einem ständig kläffenden Rauhaardackel:

»Da! Im Kanal, da schwimmt was.« Die Polizisten hatten auch Hunde mitgebracht, die sich als außerordentlich gute Schwimmer erwiesen. Doch außer einer blauen Mülltüte fanden sie nichts. Das wäre auch nicht Mikeys Stil, sich wie eine Ratte durch den Kanal zu verdrücken. Ich wusste wirklich nicht, wo er ist. Mein Bruder durfte damals hierherkommen, weil ich wegen meiner Rückenbeschwerden nicht die Möglichkeit hatte, nach Santa Fu zu fahren. Bin ja echt schlecht zu Fuß. Die Schmerzen bringen mich noch irgendwann um. Wenn ich länger als 15 Minuten auf den Beinen bin, geht es los. Mit einem Attest und einer Sondergenehmigung wurde er, immer in Begleitung von zwei Polizisten, alle drei Monate einmal nach Lübeck gefahren. Oft hat Mike dann davon gesprochen, was er noch alles erreichen will. Dass er ein guter Vater für seine Kinder sein möchte und dass endlich Schluss sein soll mit den ganzen Betrügereien. Wir haben auch oft über unseren Vater gesprochen, zu dem er eine ganz außergewöhnliche Beziehung hatte. Diese gemeinsamen Aufahrten mit ihm waren für Mike etwas Besonderes. Immerhin haben die zwei, als Mikey nicht mehr zur Schule ging, viel Zeit miteinander verbracht. Sie sind ja jeden Tag umhergefahren. Die Geschäfte und so. Von ihm hatte er ja die ersten Kniffe gelernt, und sein Tod vor zwei Jahren hat Mikey ziemlich umgehauen. Die beiden Beamten, die ihn damals begleitet haben, mussten ihn bei der Trauerfeier stützen. Er hat ja bei beiden Beerdigungen im Gefängnis gesessen.

Beim Tod unserer Mutter, und auch als Vater starb.

Ich zahle das Taxi bar, brummle einige Worte zum Abschied und gehe, bewaffnet mit einem RTL-Presseausweis, den ein Freund von mir mal auf schrägen Wegen besorgt und für seine Zwecke umgebastelt hat, schnurstracks zur Rezeption. Es ist möglich, dass mein Fahndungsfoto auch schon in den holländischen Nachrichten zu sehen ist, ich muss also vorsichtig sein. Die Adresse auf dem Ausweis gibt es wirklich, nur der Name neben meinem Foto ist erfunden: Peter Schulz. Wie bescheuert. Hätte man auch gleich Max Mustermann draufschreiben können. Jetzt ist es aber zu spät, sich darüber aufzuregen. Andererseits wirkt es so einfallslos, sich einen solch banalen Namen auszudenken – da muss ja jeder davon ausgehen, dass der Ausweis echt ist. So weit meine Theorie.

An der Rezeption angekommen, lege ich meinen Ausweis und die Sonnenbrille, die ich die ganze Zeit auf der Nase hatte, auf den Tisch. »Guten Tag, Schulz von RTL Deutschland. Ich mache eine Geschichte über Holland und brauche für eine Nacht ein Zimmer.« Das junge Mädchen blickt von ihren Unterlagen auf, schaut auf den Ausweis und nickt freundlich. Selbst für mich ist es in solchen Momenten immer wieder überraschend, wie viel Eindruck die Presse macht. Zumindest auf Menschen, die damit nichts zu tun haben.

»Sie haben nicht reserviert? Mmmm, verstehe, ich werde gleich mal nachsehen, was ich für Sie tun kann.« Sie wühlt in dem Reservierungscomputer. »Um was für eine Geschichte geht es denn, wenn ich so unverschämt fragen darf?« Ihr Deutsch ist mit einem holländischen Akzent gefärbt. »Über die schönen Kanäle und das süße Leben auf den Hausbooten. Und vielleicht über Sie und

ihr bezauberndes Lächeln. Wie heißen Sie?« Sie tippt auf ihr kleines Blechschild an der Brust und kichert verlegen. »Mona«, sagt sie. »Ich heiße Mona.« Mona sucht in ihrem Reservierungsprogramm weiter nach einem Zimmer für mich. Tipp. Tipp tipp. Tipp. Ihre langen Finger fliegen über die Tastatur. Bis auf ihre Hände scheint sich ihr Körper nicht zu bewegen. Einzig ihre Brüste, die von einem strengen Hotelkostüm halbwegs im Griff gehalten werden, bewegen sich im Rhythmus ihrer Schlagzahl.

Sie riecht nach Gucci Rush. Ich mag den Duft. Tipp. Tipp tipp. Tipp. Gerne würde ich sie fragen, ob sie später noch einen Drink mit mir nimmt, oder ob sie gleich mit aufs Zimmer kommen will, aber Aufmerksamkeit, welcher Natur auch immer, kann ich derzeit gar nicht gebrauchen. Tipp. Tipp tipp. Tock. »Wir haben ein internationales Radrennen in der Stadt und sind fast ausgebucht. Die Zimmer sind sehr teuer«, sagt sie. »Macht nichts«, sage ich, »der Sender wird es verkraften.«

Für stolze 398 Euro bekomme ich den Raum mit der Nummer 156. »Meine Glückszahl«, sage ich. Wieder kichert sie und schiebt mir eine elektronische Zimmerkarte rüber. Ich nehme die Karte entgegen und berühre dabei ihre Hand. Einen kleinen, aber feinen Moment zu lange. Sie schaut mich schockiert an. »Danke«, stammele ich, greife meinen Koffer und eile zum Fahrstuhl. Du dummer Idiot, denke ich, als sich die Fahrstuhltür endlich hinter mir schließt. Den richtigen Umgang mit den Frauen verlernt man im Knast ziemlich schnell.

Erster Stock. Hervorragend. Im Notfall kann man durch das Fenster noch abhauen. Blauer Teppich, lange

Gänge, viele Türen. Wer oft in solchen Häusern absteigt, hat das Gefühl, nie den Ort zu verlassen, sieht doch von Mailand bis Moskau jedes Haus gleich aus. Im Gang riecht es muffig. So wie Winterklamotten, die man mit dem ersten Nachtfrost aus dem Keller holt, nachdem sie ein Jahr dort gelegen haben.

Ich bin zum Umfallen müde. Aber ich muss in Bewegung bleiben. Wenn sie einen packen, dann meist im Hotel. So viel ist mir klar. Außerdem fühle ich mich in dem Zimmer wieder wie eingesperrt. Jahrelang habe ich in einem solchen Zimmer – wenngleich nicht so feudal, zugegeben – meine Zeit abgesessen. Ich nehme die Zahnbürste und das restliche Bargeld aus meinem Koffer, lege ihn aufs Bett und verschwinde durch die Seitentür der Hotelbar im Trubel der Stadt. Komisch, irgendwie kam mir das Gesicht des Typen an der Bar bekannt vor. Saß er vorhin mit mir im Flieger? Habe ich ihn am Flughafen gesehen? Oder werde ich langsam verrückt?

Stunden laufe ich in der Innenstadt auf und ab. Immer ein Blick über die Schulter. Nutze die Schaufenster als Spiegel und schaue, ob mich vielleicht jemand verfolgt. Die flüchtigen Blicke der Passanten brennen auf der Haut. Ich lasse mich mit einem Taxi ins Rotlichtmilieu von Amsterdam fahren. Da guckt erfahrungsgemäß jeder auf den Boden. Bis auf die Touristen, die mit Kameras um den Hals durch die Nebenstraßen ziehen, in der Hoffnung, den Schnappschuss einer Nutte mit nach Hause nehmen zu können. Manchmal bewundere ich die Naivität der Menschen.

Auf meiner kurzen Fahrt mit dem Taxi erfahre ich völlig ungefragt, dass ich in einem sehr berühmten Haus

abgestiegen bin. Als im Jahr 1969 in Vietnam der Krieg tobte und sich der Norden und der Süden gegenseitig zerlegten, legten sich zwei Prominente für eine Woche ins Bett und versuchten, den Weltfrieden herbeizuschlafen. Es waren John Lennon und Yoko Ono. Das Foto ist weltberühmt, sagt der Taxifahrer. Die beiden liegen im Bett, und an der Fensterscheibe kleben zwei handgeschriebene Zettel, »Hair Peace« und »Bed Peace« steht drauf. Das alles spielte sich im Zimmer mit der Nummer 702 ab. In meinem Hotel. Zumaldest erzählt mir das der dicke Taxifahrer, der nach altem Schweiß und frischem Frittenfett stinkt. Er spricht gutes Deutsch, hat in Stuttgart studiert, wie ich auch noch erfahre. »John Lennon war schwul und Yoko Ono ist eine Hexe«, sage ich. Nicht, dass ich das wirklich denke, aber irgendwie hatte ich zu diesem Thema nichts anderes beizutragen, wollte aber etwas sagen, das für Stille sorgt, wenn ich schon nichts gegen seinen Geruch unternehmen kann. Ich verabscheue dreckige Menschen. Als hätte ich dem Fahrer gesagt: »Mein Bester, Sie stinken erbärmlich, und ich möchte Sie freundlichst bitten, mich nicht mehr vollzuquatschen, sonst muss ich Ihnen gehörig die Fresse polieren«, sagt er nichts mehr.

Als ich das Bordell in der Nähe der Spuistraat verlasse, ist die Sonne bereits untergegangen und die Nacht hat ihren dunklen Mantel über Amsterdam gebreitet. Ein Taxi bringt mich zurück in meinen selbstgewählten Hilton-Knast. Ich nehme wieder den Eingang zur Hotelbar, um zum Aufzug zu gelangen. Mit weichen Schritten gehe ich über den Teppich. Vorbei an den Barhockern und an den kleinen Schälchen mit Erdnüssen, die angeblich so viele Bakterien enthalten, dass man auch gleich die

Getränke in der Kloschüssel servieren könnte. Vorbei an den Prostituierten, die so tun, als seien sie ... ja, was eigentlich? Geschäftsfrauen? Vorbei an diesem Typen, den ich vorhin bereits gesehen habe. Verdammt, der sitzt da immer noch. Da stimmt doch was nicht.

Wenn das ein Polizist ist, dann ist er auffällig gut gekleidet. Ein schwarzer Anzug, sicher nicht von der Stange, und eine Krawatte aus Seide, die er nicht einen Millimeter gelockert hat. Er trägt rahmengenähte Lederschuhe und hat die Beine übereinandergeschlagen. Eine etwas zu schwule Sitzhaltung für meinen Geschmack. Ich mache kehrt und stelle mich an den Tresen. Er schaut mich an. Ich schaue weg. Verdammter Mistbulle, denke ich. Alleine wird er kaum sein.

Wenn ich jetzt aufs Zimmer gehe, schnappt die Falle zu, da bin ich mir sicher. Smarter komme ich noch hier aus der Bar raus. Also, wieder zurück zur Tür und dann laufen, so schnell die alten Beine tragen. Der Gedanke daran, dass ich mir keinen Fluchtweg für diesen Fall ausgucken habe, macht mich schlagartig unendlich müde. Ich bin ein verdammter Idiot. Wie konnten die mich so schnell finden? Wo habe ich die Spuren hinterlassen, die mich nun verraten haben? Schon in Lübeck oder erst hier in Amsterdam? Wahrscheinlich hat mich der fette Taxifahrer auflaufen lassen, weil ich seinen trinkgeldförderlichen Geschichten nicht mit dem nötigen Respekt gelauscht habe. Eigentlich ist es egal, wo ich mich verraten habe. Eine Chance auf Wiedergutmachung werde ich wohl kaum bekommen.

Langsam gehe ich am Holztresen entlang, als würde ich mir die Flaschen im Regal anschauen. Meine rechte

Hand lasse ich dabei über die Sitzflächen der Barhocker gleiten. Sollte der Zugriff erfolgen, schmeiße ich den Jungs einen der Hocker zwischen die Beine. So leicht mache ich euch das nicht. Mit Bedacht schleiche ich um den Tresen, bis ich den Ausgang im Rücken habe. Acht Leute in der Bar habe ich gezählt – mit Zahlen, anders als mit Buchstaben, kann ich's ziemlich gut. Keine Person in der Lobby, zumindest nicht in dem Bereich, den ich von hier einsehen kann. Ich winke den Barkeeper ran. »Eine Cola Light für mich, bitte, und ich würde gerne dem Herrn am Tisch dort drüber einen Drink ausgeben. Geben Sie ihm das, was er eh schon die ganze Zeit trinkt«, sage ich und nicke nach rechts.

Ohne ein Wort zu verlieren, stellt der Barkeeper die Flasche Cola Light auf einen Papierunterleger und schiebt sie mit spitzem Zeige- und Mittelfinger rüber. Dann nimmt er eine der kleinen Schalen vom Nachbarplatz und füllt sie wieder mit Erdnüssen auf. Dicke kühle Tropfen laufen den Flaschenhals hinunter. Die Scheißnüsse kannst du behalten, denke ich. Diese salzigen Bakterien-Bomben. Das Papieretikett der Flasche hat sich durch die Feuchtigkeit einseitig gelöst und hängt lieblos herunter. Sieht traurig aus. Aus den Lautsprecherboxen an der Decke singt Sade die Geschichte ihres Smooth Operator. Alles scheint für einen Zugriff passend zu sein. Würde ich einen Film drehen, sollte diese Szene genau so aussehen. Gut gegen Böse. Das Finale in Amsterdam. Endet das Katz-und-Maus-Spiel bereits hier? Haudrauf im Hilton? Ich schaue zu dem Typen rüber, und er lächelt dreist aus seinem Anzug heraus. Mistkerl.

»Wodka«, sagt der Barkeeper. »Er trinkt seit Stunden Wodka und Wasser.« Danke. Ich schließe die Augen. Danke. Kein Polizist trinkt Alkohol während der Observation. Ich atme ganz tief ein und lasse die Luft aus meinen Lungen, was für eine Befreiung.

»Danke.« Ich reiche 30 Euro über den Tresen, bestelle einen Wodka für meinen unbekannten neuen Freund und verlasse, bevor er zuprosten kann, die Hotelbar in Richtung meines Zimmers. Bevor ich den Raum aufschließe, mache ich zur Sicherheit noch eine Runde durch den Flur. Einmal im Kreis, vom Fahrstuhl aus wieder zum Fahrstuhl zurück, und riskiere einen Blick ins Treppenhaus. Kein Mensch treibt sich auf den Gängen herum, es ist still, als wäre ich alleine in dem ganzen gewaltigen Kasten aus Beton.

Ich liege auf dem Bett. Bin wach, bleibe wach. Ich kann nicht schlafen. Drehe mich von der linken auf die rechte Seite, um dann doch auf dem Rücken zu enden. Ich starre zur Zimmerdecke. Zum ersten Mal seit langem fühle ich mich verdammt alleine. So alleine, dass mir fast schlecht wird. Ich will keine Geräusche machen, keine Aufmerksamkeit auf mich ziehen. Selbst meine eigenen Atemzüge kommen mir jetzt zu laut vor. Ich kann niemanden anrufen, mit keiner Person sprechen. Ich habe das Gefühl, als ob die Wände immer näher an mein Bett rücken. Mit jedem Augenblick haben sie sich ein Stück weiter herangestohlen, um mich endgültig zu erdrücken. Ich möchte schreien, strampeln, irgendetwas tun. Doch ich bleibe liegen und starre an die Decke. Eine Flucht hat nichts Romantisches. Die Anspannung macht einen auf Dauer fertig. Der Mensch ist ein Tier, das Sicherheit

braucht. So schlimm ein Gefängnis auch ist, es ist aber eine berechenbare Konstante. Man weiß ziemlich genau, was auf einen zukommt. Die Ungewissheit hier im Hotelbett macht einen mürbe. Man sieht es oft vor Gericht. In der Verhandlung sind die Gefangenen angespannt, aggressiv, sehen fertig aus, wie ein Löwe in einem viel zu kleinen Käfig. Aber in dem Moment, in dem der Richter das Urteil verkündet – egal, wie es ausfällt –, nehmen sie es hin und werden ruhiger. Sie entspannen sich. Nicht aus Verzweiflung, nein, weil sie endlich eine Gewissheit haben. Egal welche.

Das Tapetenmuster besteht aus Strichen, die wie Gitterstäbe angeordnet sind. Das nennt man wohl Ironie des Schicksals. Ich lasse eine kleine Nachttischleuchte brennen. Die Außenbeleuchtung des Hoteleingangs wirft zusätzlich einen hellen Streifen Licht durch die Gardinen in mein Zimmer. Ich bin angezogen, immer bereit, abzuhauen. Sollten sie jetzt durch die Tür kommen, bleibt eh nur das Fenster. Dann raus aufs Vordach und ab durch die Mitte. Meine Krawatte habe ich etwas gelockert, der Koffer ist gepackt. Ich warte, bis der Morgen kommt und meine Flucht endlich weitergeht. Meine Augen brennen, Portugal wartet.

Plötzlich wird der Lichtkegel unter dem Türschlitz durchbrochen. Jemand ist auf dem Flur. Ich rolle mich seitlich aus dem Bett, schiebe langsam den Vorhang zur Seite und öffne leise das Fenster. Vor dem Hotel ist alles ruhig. Ich kann den Nachtwächter von oben sehen. Neben ihm steht ein Typ und raucht eine Zigarette. Sie reden leise und scheinen sich nicht für mein Fenster zu interessieren. Oder sie sind gute Schauspieler. Auf

Zehenspitzen schleiche ich zur Zimmertür und schaue durch den Türspion. Nichts. Ich muss vorsichtig sein, wenn sie die Tür aufbrechen, haut es mich mit um. Ich lege mein Ohr an das dünne Holz. Ich kann die Schritte hören, wie sie leiser werden. Gelächter, ein betrunkenes Pärchen. Er zotig, sie zustimmend albern. Eine Tür fällt mit einem lauten Knall ins Schloss. Stille. Wieder alles so still. Ich lasse das Fenster weit offen, decke mich zu und schließe die Augen. Ich falle in einen unruhigen Schlaf.

Die Telefonzentrale des Hotels weckt mich um 7 Uhr aus einem traumlosen Schlaf. »Guten Morgen, hier spricht die Rezeption. Ich hoffe, Sie haben ...« Ich lege den Hörer wieder auf den dafür vorgesehenen Platz, bevor der gut gelaunte Mitarbeiter seinen Text zu Ende aufsagen kann. Viel mehr als eine Stunde habe ich nicht geschlafen. Als ich versuche, mich aus den Laken zu schälen, merke ich, wie mir die Gelenke schmerzen – mir brennen die Muskeln, die Zahnhälsa, die Haarwurzeln. Der Kopf liegt so schwer im Kissen, dass ich befürchte, ihn heute gar nicht mehr heben zu können. Im Zimmer ist es arschkalt. Eigentlich tut mir alles weh. Ich fühle mich wie nach einem Boxkampf über zwölf Runden. Und ich weiß genau, wie es sich anfühlt, wenn man im Ring ausgiebig verprügelt wird.

Hanni Stahlbaum stand in diesen Momenten immer an meiner Seite. Egal wie hart die Einschläge kamen, auf meinen damaligen Trainer konnte ich mich verlassen. Er hat mir das Boxen beigebracht. Aber er hat noch viel mehr gemacht: Er hat mich Respekt gelehrt. Vor mir selbst und

besonders vor meinen Gegnern. Eine Erfahrung, die mir in meinem Leben mehr als einmal den Hals retten sollte. »Ohne Respekt bist du in dieser Welt ein Niemand«, sagte Hanni immer. Er war kein Mann der vielen Worte, oft waren es die gleichen. Nur Taten hatten bei ihm Gewicht. »Sie sind einfach lauter als Wörter«, sagte er. Ich habe lange nicht verstanden, was er damit meinte. Heute verwende ich den Spruch auch gerne, es steckt viel Wahrheit drin. Das Maul aufreißen kann jeder. Am Handeln scheitert es oft. Andauernd hört man diese Sätze wie: Ich wollte eigentlich weniger trinken. Oder: Ab morgen höre ich auf zu rauchen. Oder: Nächste Woche frage ich den Chef endlich nach einer Gehaltserhöhung. Hanni verachtete Menschen, die zu viel redeten. Deshalb ist er wohl auch zum Boxen gekommen. Da gibt es vorher keine Ausreden und nachher auch nicht. Den Ring verlässt am Ende nur derjenige aufrecht, der gehandelt hat.

Hanni machte aus mir einen Rechtsausleger mit einem kraftvollen Leberhaken, der einen Ochsen umwerfen konnte. Mit zwölf Jahren formte er mich zum Bezirksmeister in meiner Altersklasse. Anschließend wurde ich Landesmeister im Halbweltergewicht. Eine Klasse, in der bis zu 63 Kilo geboxt wird. Mit der Volljährigkeit wurde ich Deutscher Meister der Junioren. Ein Amateurkampf über drei Runden gegen einen Typen namens Bellmann aus Kiel. Ein zäher Bursche mit echten Nehmerqualitäten. Eine Gerade und ein Leberhaken und dann wieder eine Gerade. Nicht ganz fair und nicht ganz fein – aber weil die Leber nicht unterhalb der Gürtellinie liegt, ist der Leberhaken erlaubt. Also haute ich drauf. Irgendwann ist der Bellmann explodiert und hat mir einen